Nr. 35 Leipzig, den 21. August 1887

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt

für die gebildeten Glieder der evangelischen Kirchen

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

(Post-Zeitungskatalog Nr. 1837a)

Insertionsgebühr:
Für die dreigespaltene Zeile 30 Pf.

Inhalt: Einsame Wege: 1. Eine suchende Seele — Religion und Wissenschaft. 2 — Noch einmal der Prozeß Thümmel. Aus Westfalen — Gustav Werner, ein schwäbisches Original der christlichen Liebesarbeit — Kirche und Studenten — Aus dem Gustav-Adolf-Verein: † Dr. Voigdt; Jahresfest des Gustav-Adolf-Hauptvereins für Ost- und Westpreußen am 22. und 23. Juni zu Bartenstein; Bischofstein in Ostpreußen; Siebenbürgen — Aus Italien: Depretis; Die Cholera; Das Fest der heiligen Rosalia; Bari — Bücher und Schriften: Calvins Glaubenslehre für die Gegenwart; Das Gleichnis vom verlornen Sohne

Einsame Wege

Apostelgeschichte 8, 26—39

1. Eine suchende Seele

Mitten in dieser Zeit der Reiselust und Wanderfröhlichkeit, wo uns Menschen der verschiedensten Art mit den verschiedensten Reise-Zwecken und Zielen begegnen, kommt uns heute ein Reisender besondrer Art in den Weg. Nicht auf einer der großen Verkehrsstraßen finden wir ihn, wo die schaulustige Menge hin und her wogt, nicht an einem glänzenden Badeorte, wo Luxus und äußerer Schein das Auge blendet, sondern auf einsamem Wege, auf der Straße, „die von Jerusalem gehet hinab gen Gaza, die da wüste ist."

Ein sonderbarer Mann! Nach den gewöhnlichen Begriffen von Lebensglück hatte er alles, was Menschen Begehr: eine hohe, einflußreiche Stellung an einem angesehenen Königshofe; denn er war „ein Kämmerer und Gewaltiger der Königin Candace in Mohrenland" (Aethiopien). Reichtum im Ueberfluß; denn „welcher war über alle Schatzkammern der Königin," der wird selbst kein armer Mann gewesen sein. Bildung und wohl auch Gelehrsamkeit; denn er bewegte sich ja in den höchsten Hofkreisen und hatte sich gewiß mit Hilfe der Magier seines Volkes mit den Hieroglyphen Aegyptens und den Geheimnissen des Sternhimmels bekannt gemacht. Und doch fühlte er sich einsam inmitten des genußreichen Lebens, inmitten der Zauberpracht eines damaligen Königshofes; doch trieb es ihn aus seiner glänzenden Umgebung hinaus auf den einsamen Wüstenpfad, der nach Jerusalem führt, aus den Lustgemächern des Fürstenhofes der Candace in den stillen, heiligen Vorhof Jehovahs und von all der ägyptischen Weisheit hinein in das geoffenbarte Gotteswort. Es lebte etwas in diesem Manne, was durch alle vergängliche Pracht der Erde und alle sinnenberauschende Lust der Welt nicht befriedigt wurde: ein heimliches, ungestilltes Sehnen gleich dem, welches der Psalmist ausspricht in den Worten: „Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott" (Ps. 42, 3), „Mein Fleisch verlanget nach dir in einem trockenen und dürren Lande, da kein Wasser ist" (Ps. 63, 2), und das Spitta, der Psalmist unter den Dichtern („Psalter und Harfe"), in den Seufzer kleidet:

> Fraget doch nicht, was mir fehle,
> Forschet nicht nach meinem Schmerz;
> Durst nach Gott fühlt meine Seele,
> Drang zu Gott verzehrt mein Herz.
> Gebt mir alles, und ich bleibe
> Ohne Gott doch arm und leer;
> Unbefriedigt, dürstend treibe
> Ich in der Welt ich mich umher.

Dieser Zug des Herzens zu Gott, welches, um mit Augustin zu reden, „unruhig ist, bis es ruhet in dir, o Gott"; dieses Suchen und Seufzen der vom Dienst der Eitelkeit gefesselten Menschenseele nach ihrem Schöpfer, das Tausende nicht verstehen oder nicht verstehen wollen, obwohl ihnen der Dichter (Claudius) deutlich genug sagt: „In dir ein edler Sklave ist, dem du die Freiheit schuldig bist"; obwohl Gott selber in seinem Worte sie lockt und mahnt: „Kehret euch zu mir, so will ich mich zu euch kehren" (Sach. 1, 3) — das war es, was jenen Kämmerer so einsam sich fühlen ließ in seiner götzendienerischen Umgebung, was ihn mit stiller Allgewalt hinzog in den Tempel zu Jerusalem, was ihn auf seinem einsamen Wege forschen ließ in der heiligen Offenbarungsurkunde des lebendigen Gottes.

O wenn doch alle diesem geheimen Zuge ihres Herzens folgen wollten — es würde dann weniger satte, oberflächliche, weltverlorene Menschen geben und mehr suchende, ernste, betende Menschen. Wenn doch alle ihrer Seele tiefstes Bedürfnis verstehen und ihm Rechnung tragen wollten — es würde dann des Haschens und Jagens nach flüchtigem Sinnenrausch und des daraus entspringenden Elends und Lebensüberdrusses weniger werden, dafür aber jene heilige Freude wieder mehr Boden gewinnen, bei welcher man mit Assaph sagen lernt: „Aber das ist meine Freude, daß ich mich zu Gott halte" (Ps. 73, 28). Es würde der Materialismus, diese Zeitkrankheit bei Hoch und Niedrig, weichen müssen einem gesunden, edeln Idealismus, der allein wahrhaft frohe, freie, glückliche Menschen schafft; denn „der Herr ist freundlich dem, der auf ihn harrt, und der Seele, die nach ihm fragt" (Jer. Kl. 3, 25). „Es müssen sich freuen und fröhlich sein alle, die nach ihm fragen" (Ps. 40, 17). Außer der Lebensgemeinschaft mit Gott giebt es für den Menschen keine Seligkeit.

> Aus dir selber strebst du nur vergebens
> Licht zu schöpfen, Friede, Freud' und Glück:
> Darum zu der Quelle deines Lebens
> Eile du, zu deinem Gott, zurück.

Ja, eile zu ihm, und er wird sich finden lassen. Wer da sucht, aufrichtig sucht, der wird finden. Und vermag er nicht selber zum rechten Ziele zu kommen, so wird der, welcher eben jene Verheißung gegeben hat, immer einen Führer bereit haben, der dem aufrichtig Suchenden vorwärts hilft. Wir werden weiterhin sehen, wie der Herr jener suchenden Seele aus Mohrenland auf ihrem einsamen Wege einen helfenden Freund sendet.

L-O

Religion und Wissenschaft

Gesammelte Reden und Abhandlungen von Prof. Dr. Rudolf Seydel

2

Besehen wir nun aus der dritten Abteilung der Seydelschen Aufsätze, die uns hier besonders angeht, gleich den ersten etwas näher, den Vortrag über Glaube und Unglaube, gehalten im Protestantenverein. Wie wird hier die Versöhnung von Religion und Wissenschaft und der „Einklang des Christentums mit der modernen Kultur" (S. 332) angestrebt? Vor allem „durch offenstes, rückhaltlosestes Preisgeben des Preiszugebenden

und durch die Reinigung des Christenglaubens vermittelst der echten Kulturelemente der Zeit." Und warum dies? Etwa weil das Wesen der christlichen Religion es so fordert? Davon ist hier wenigstens nicht die Rede; der entscheidende Gesichtspunkt ist der, „daß ein Strauß, ein Heyse und ähnlich Denkende unsrer Zeit" nicht „dadurch bekehrt werden können, daß man ihnen die alte Orthodoxie predigt" (S. 332), daß der christliche Glaube so elastisch gefaßt werden muß, daß Goethe und Schiller und andre „größte Repräsentanten deutscher Geistesbildung" auch als Vertreter des Glaubens gelten können (S. 313). Also es gilt, solchen Männern „zu helfen" und dadurch „der Religion überhaupt in unsrer Zeit aufzuhelfen" (S. 332), eben durch das oben bezeichnete Mittel des „Preisgebens" ꝛc.; es gilt, die Stimmführer der Kultur zu „bekehren" und sie für das Christentum zu gewinnen, wirklich oder ideell gedacht wie bei jenen längst gestorbenen Größen, indem man den christlichen Glauben ihnen möglichst mundgerecht zu machen sucht. Dazu soll man also die christliche Religion auf das Prokrustesbett der modernen Kultur legen, um nach Bedarf abzuhacken oder auszurecken, bis sie jenen Geisteskoryphäen einigermaßen genehm, bezw. mit ihren fertigen Anschauungen übereinstimmend erscheinen könne!

Seydel scheint alles Ernstes diesen Versuch machen zu wollen. In Heyses bekanntem Roman „Die Kinder der Welt" „fehlt es vor allem an einer Gestalt," meint er; „es müßte einer darin auftreten, der jenen andern, den sittlich und geistig so hochstehenden »Kindern der Welt,« es klar machte, daß sie durchaus ohne Not und ganz im Widerspruch mit sich selbst sich in ihren oft so keck absprechenden Leugnungen ergehen, daß sie den wahren Gott wirklich in sich tragen und auch an ihn glauben, ohne es sich gestehen zu wollen — daß sie in ihrem tiefsten Innern nicht Kinder der Welt, sondern Kinder Gottes sind, und nur nötig hätten, diesen ihren innern göttlichen Besitz besonnener zu verwalten" (S. 322)! Darnach wäre es in der That etwas sehr Einfaches und Leichtes, ein Kind Gottes zu sein! Auch Straußen glaubt Seydel gegen Strauß selbst in Schutz nehmen und ihm beweisen zu müssen, daß sein ungläubiger „Neuer Glaube" doch gar nicht so unchristlich ist, wie er selbst es ausgiebt; „sein Buch ist nicht so atheistisch, als es sich stellt." Nun kann man am Ende jedem Denker, ja auch dem Materialisten demonstriren, daß er doch irgend welchen Glauben, ja auch einen irgend wie religiös gearteten Glauben haben muß; sollte aber wirklich mit solcher Demonstrirung diesen Leuten in Seydels Sinne „zu helfen," sollten sie damit zu „bekehren," sollte gar „der Religion in unsrer Zeit" damit „aufzuhelfen" sein?!

Aber Seydel will doch wohl nicht im Ernste seinen Glauben von den Ansichten dieses oder jenes Gelehrten oder Dichters abhängig machen und folglich beliebig hin und her schwanken lassen; er hat vielmehr ein konkretes Ideal im Auge, indem „die Bestrebungen und der Geist und Sinn des Protestantenvereins einen tiefen, sympathischen Zug verraten nach jener großen klassischen Zeit, in welcher die Aufgabe der Versöhnung moderner Geisteskultur mit dem Christentume oder vielmehr der harmonischen Verschmelzung beider in manchen Beziehungen bereits eine Lösung gefunden hatte, die uns wieder verloren zu gehen droht" (S. 313). Also mit den Klassikern vor allen muß man auch in religiöser Beziehung Hand in Hand gehen können. Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Wunsch den Gebildeten unsrer Tage, der jenen Geistesgrößen soviel zu verdanken hat, mehr oder weniger bewußt in seinen religiösen Anschauungen vielfach leitet. Kann er sich seine „Weltanschauung" nicht mit der Ansicht der tonangebenden Träger der modernen Zivilisation reimen, kann er nicht zum mindesten Goethe, Schiller, Friedrich den Großen und andre Lieblingsgestalten in seinen religiösen Gesichtskreis als Vordermänner hineinbringen, um sicherer hinter ihnen herzumarschiren, so ist die Sache für ihn bedenklich. Hier und da ist vielleicht auch etwas von der Pietät jenes Friesenfürsten im Spiele, der lieber mit seinen ruhmreichen Vorfahren in der Hölle, als mit allen Heiligen im Himmel sitzen wollte. Schreiber dieses kennt einen vortrefflichen, ernstgesinnten Laien, der sich viel mit den höchsten Fragen beschäftigt, eine Menge philosophischer und theologischer Bücher studirt, ja selbst solche Schriften herausgegeben hat, der allen Vorstellungen gegenüber, die er freilich gar nicht anhörte, den Trumpf ausspielte: „Wenn aber Lessing, Goethe, A. v. Humboldt und all diese großen Denker die geoffenbarte Wahrheit nicht annehmen wollten, so sind sie mir gewichtigere Zeugen als Luther nnd die Apostel!" Also Autoritäten und immer wieder Autoritäten. Schopenhauer sagt einmal: „Urteilen aus eignen Mitteln ist das Vorrecht weniger: die übrigen leitet Autorität und Beispiel. Sie sehen mit fremden Augen und hören mit fremden Ohren. Daher ist es gar leicht zu denken, wie jetzt alle Welt denkt." Die Frage ist nicht so einfach mit der grundsätzlichen Verwerfung allen Autoritätsglaubens erledigt. Diese Parole ist leicht ausgegeben, und gewiß liegt auch ein gut evangelischer Gedanke darin; aber irgend wie muß sich doch jeder auf Autoritäten stützen, auch der Gelehrteste: Autoritäten beeinflussen uns von der Wiege an. Das Autoritätsprinzip greift tiefer in unsre geistige Entwicklung hinein, als die meisten Gebildeten, die so oberflächlich mit ihrer Vorurteilsfreiheit gern prahlen, ahnen oder sich eingestehen mögen! Und doch soll wiederum Bildung, vor allem aber Herzensbildung und religiöser Standpunkt, unser eigner Erwerb und Besitz sein. Diese innige Verflechtung von eigner Erfahrung, eignem Lernen und Erwerben einerseits und Annehmen auf Autorität anderseits, d. h. Sichverlassen auf die reifere Einsicht und Erfahrung solcher, denen man das Vertrauen schenkt — dieses Problem können wir hier nicht des weiteren erörtern; und was die Stellung des Gebildeten zu unsern Geistesheroen und Kulturträgern betrifft, so wird unser Blatt gewiß eine so tief einschneidende praktische Frage sonst noch öfter zu behandeln Gelegenheit nehmen. Es wird geradezu im einzelnen zu untersuchen sein, in wie weit und mit welchem Rechte Schiller, Goethe und besonders Lessing, dessen Nathan ja dem Durchschnittsgebildeten als Evangelium gilt, auf Autorität in religiöser Beziehung Anspruch machen dürfen.

Professor Seydel und seinen Gesinnungsgenossen gegenüber möchten wir heute kurz nur dies sagen: So sehr wir uns als Kinder unsrer Zeit wissen und als solche die moderne Kultur nicht nur dankbarst nutzen, sondern mit vollem Bewußtsein mit ihr fortschreiten wollen, und so wenig wir verkennen, daß die christliche Religionsauffassung im Laufe der Zeiten, durch die jeweilige Kultur beeinflußt, ihre Entwicklung gehabt hat, so wenig können wir doch auf der andern Seite zugeben, daß „Verschmelzung moderner Geisteskultur mit dem Christentum" an sich die Aufgabe der Wahrheitssucher sei. Denn es wird dadurch der dem Wesen des Christentums fremdartige und dazu noch höchst schwankende und dehnbare Begriff der modernen Geisteskultur*) an die christliche Religion herangebracht; das Christentum wird nicht mehr mit seinen eignen, sondern fremdartigen Maßstäben gemessen und nach denselben gemodelt, ja sogar von den jeweiligen Ansichten der Stimmführer der Kultur abhängig gemacht. Hierdurch wird das Wesen und der Wert der christlichen Religion nur verdunkelt, Glaube und Unglaube in heilloser Weise mit einander vermengt; die absolute Willkür und Prinziplosigkeit herrscht dann auf dem Gebiete des Glaubens.

Seydel müßte das bei näherer Besinnung selbst finden. Denn einerseits bekennt er sich zu dem Prinzip des Protestantenvereins, der „seinen Gliedern keine bestimmte Lehre vorschreibt, in welche sich ihr Glaube ergießen und in welcher er, nachdem er sich darein ergossen, gleichsam einfrieren soll; der vielmehr die selbständige individuelle Entwicklung der Einzelnen und den liebevollen Austausch ihrer verschiednen Resultate für die höchste Form religiöser Gemeinschaft hält" (S. 314). Anderseits stellt er doch selbst auf den folgenden Seiten eine bestimmte Gotteslehre, die theistische, mit vollem Recht als die des christlichen Glaubens auf, und zwar entwickelt er dieselbe und zeigt vor allem die eminent praktische Bedeutung dieser Gottesidee für den Einzelnen mit einer Wärme, die vonseiten eines Professors der Philosophie ungemein wohlthuend wirkt. Hat er nun aber nicht mit dieser Begrenzung des christlichen Glaubens die pan-

*) Es bildet z. B. der von Seydel so energisch bekämpfte Pessimismus einen unleugbaren Bestandteil dieser modernen Geisteskultur!

theistischen und naturalistischen Gottes- und Weltanschauungen eigentlich schon aus seiner religiösen Gemeinschaft hinausgewiesen und damit dem Prinzip der absoluten Glaubensfreiheit, das doch in dem Protestantenvereine gelten soll und thatsächlich gilt, widersprochen? Und wie stimmt auf der andern Seite zu der „vollen persönlichen Freiheit“ und dem „Austausch der verschiednen Resultate“ die intolerante Verwerfung der orthodoxen Ansichten, die durch Seydels ganze „Theologie“ hindurchgeht? Genug, eine „harmonische Verschmelzung“ der heterogensten Anschauungen ist nun einmal ein Unding; da hilft alles Versöhnen und Vermitteln nichts, am allerwenigsten aber das Anrufen und die Verehrung von Autoritäten!

Darin stimmen wir allerdings mit Seydel durchaus überein, daß man vielen Ungläubigen erst klar machen müßte, wie verkehrt das auch von Strauß vertretene Axiom ist: „Das Christentum ist die Kirchenlehre,“ ebenso verkehrt wie: „Das Christentum ist der Papst“ (S. 327). Mit solcher Aufklärung kann man gewiß manchem, der sich in Zweifel verrannt hat, zurechthelfen. Wichtiger als dieses negative Zugeständnis ist aber doch die positive Unterweisung, was denn Christentum sei; und da würde wirklichen Wahrheitssuchern doch kaum mit der Lösung gedient sein: Das Christentum ist der Tummelplatz der beliebigsten und individuellsten religiösen Anschauungen, welche alle gelten, wenn sie nur — mit der modernen Kultur übereinstimmen! Er muß vor allem erfahren, daß das Christentum gar kein Wissen, auch nicht eine Ergänzung der Wissenslücken sein will, wie Seydel annimmt (S. 316), gar nicht eine „Weltanschauung“ des Intellekts, sondern vielmehr die Religion der Erlösung, welche allen Menschen, und zwar dem Gebildeten ebenso wie dem Ungebildeten, das gleiche Heilsgut bietet. Seydel aber und seine Freunde, denen die Akkomodation an die klassische, bezw. moderne Geisteskultur als das leitende Prinzip vorschwebt, setzen damit an die Stelle des religiös-sittlichen Gehalts des Christentums einen intellektuell-ästhetischen und drücken dadurch konsequenterweise die Ungebildeten als solche zu Christen zweiter, dritter Klasse herunter. Die universale Natur des Christentums duldet aber solche Spaltungen und Rangordnungen nicht.

Wir müssen demnach nicht nur Seydels Versuch, Religion und Wissenschaft zu verschmelzen, für mißlungen erachten, sondern die sich darin kundgebende Denkrichtung als einen sehr bedenklichen, weit vom Wesen des Christentums abweichenden Irrweg ansehen. Gleichwohl können wir nicht umhin, besonders mit Bezugnahme auf die beiden ersten Abteilungen dieses Buches, unsre Sympathie auszusprechen mit den Bemühungen eines Professors der Philosophie, „einen begeisternden idealen Glauben“ den modernen Mächten des Pessimismus, Ultramontanismus und Materialismus entgegenzustellen (S. 168). R H

Noch einmal der Prozeß Thümmel

Aus Westfalen*)

1

Vor einigen Jahren wurde im gutkatholischen Städtchen Geldern Frohnleichnam gefeiert, bekanntlich das höchste Prunk- und Trutzfest der römischen Hierarchie, auf Grund wunderlicher „Gesichte“ einer Nonne zuerst in den Niederlanden eingeführt, dann in andern Teilen der mittelalterlichen Kirche ebenfalls aufgenommen, bis das Antireformationskonzil zu Trient es als gesetzlich vorgeschriebenes Fest für die ganze Kirche proklamirte. In dem betreffenden Konzilsbeschluß wird ausdrücklich gesagt, es solle an diesem Tage aller mögliche Glanz entfaltet werden, damit beim Anblick dieser Pracht und Macht der Kirche Roms die Ketzer erschreckten und entweder die Schwindsucht bekämen, oder angstvoll zu Kreuze kröchen. In Geldern stand damals an der kleinen evangelischen Gemeinde ein junger, lebhafter, begabter und charakterfester Pfarrer, Thümmel, der nicht bloß am Frohnleichnamstage, sondern auch sonst mannichfache Gelegenheit hatte, den fragwürdigen Zauber römischer Kirchenpraxis aus nächster Nähe kennen zu lernen. So war er im benachbarten weitberühmten Kevelaer wiederholt Zeuge, wie die Schaaren der Pilger, zum wunderthätigen „Muttergottes“-Bilde wallfahrend, Rosenkränze, Gebetbücher u. dergl. von Priesterhand durch Bestreichen weihen ließen — Stück für Stück zu drei Mark. Wer im evangelischen Glauben erzogen und im ersten Gebot nach der Bibel unterrichtet ist, der fühlt, wie das einen klaren und entschiedenen Prediger des Evangeliums berühren muß. Mitleid mit den Irregeführten, Unwille gegen ein Priestertum, welches solchem Gebahren Vorschub leistet, muß ihn erfüllen. Wer dächte dabei nicht auch an den Marpinger Schwindel aus den siebziger Jahren, da sich die Ultramontanen vergnügt die Hände rieben über das vergebliche Bemühen der Obrigkeit, mit Polizei- und Militärgewalt dem Unfug der Marpinger „Wassersucht“ zu wehren! — Doch zurück nach Geldern! Alle Straßen werden festlich geschmückt zum Prunk- und Trutzfest gegen den Protestantismus, „die Pestilenz,“ wie Papst Leo XIII. ihn liebenswürdig titulirt hat; auch das protestantische Pfarrhaus fängt man an zu schmücken! Der Pfarrer war nicht blöde und feig genug, sich das bieten zu lassen, untersagt es entschieden und gebraucht dabei seinem Küster gegenüber den Ausdruck: „der gebackene Gott“ — eine in der protestantischen Polemik auch sonst vorkommende Wendung. Ein Katholik hört zufällig ebenfalls diesen Ausdruck; es kommt zum ersten Thümmel-Prozeß: vierzehn Tage Gefängnis wegen öffentlicher Beleidigung einer Einrichtung der katholischen Kirche werden dem Angeklagten in erster Instanz zudiktirt. Doch erfolgt schließlich Freisprechung, nachdem das Reichsgericht entschieden, daß der rc. Thümmel der Oeffentlichkeit der Beleidigung sich nicht bewußt gewesen.

Drei Jahre später kommt derselbe Geistliche, inzwischen in das evangelische bergische Land nach Remscheid gewählt, in die Lage, auf dem dortigen Kommunalfriedhof einen katholischen Gärtnergehilfen zu beerdigen, welchem katholischerseits das Grabgeleite versagt wurde. Darob begreiflicher Zorn im ultramontanen Lager; in einem gallichten, die Sache verdrehenden Artikel der „Wupperthaler Volksblätter“ wird Thümmel als bekannter Katholikenhetzer mit der Bemerkung angegriffen, er sei schon einmal mit knapper Not dem Gefängnis entgangen. Thümmel antwortet auf diese anonyme Verdächtigung und Herausforderung in einem „Eingesandt“ in der Remscheider Zeitung vom 6. Januar vorigen Jahres, teilt den Sachverhalt des ersten Prozesses kurz mit und fügt einige weitere polemische Bemerkungen hinzu, in welchen in Bezug auf katholische Mißbräuche die Worte vorkamen: „. . . . . nach evangelischer Lehre einem Götzendienste gleich zu achten.“ Diese kleine Zeitungsfehde machte Aufsehen; man sprach von einer neuen Anklage gegen Thümmel; ein ihm persönlich befreundeter Elberfelder Staatsanwalt erklärte ihm jedoch auf Befragen: die Sache sei der Staatsanwaltschaft bekannt, eine Verfolgung werde aber nicht eintreten. — Es vergehen mehrere Wochen; ein neuer erster Staatsanwalt streng katholischer Richtung kommt nach Elberfeld; am 24. April wird gegen Thümmel die Untersuchung eröffnet, nachdem unterm 10. März eine Denunziation des katholischen Kirchenvorstandes in Remscheid gegen ihn eingereicht war. Der Prozeß geht vor sich; bei der Verhandlung ergeht sich der katholische Staatsanwalt u. a. in einer Art theologischer Erklärung und Verteidigung der römischen Lehre von der Messe, von welcher Erklärung Thümmel als Theologe weiß, daß sie der wirklichen römischen Lehre widerspricht; das vorwiegend aus katholischen Mitgliedern bestehende Richterkollegium verurteilt ihn zu drei Wochen Gefängnis; die eingelegte Revision wird vom Reichsgericht abgewiesen. Thümmel weigert sich, ein „Gnadengesuch“ einzureichen, da er sich keines Unrechts bewußt sei; am 20. Dezember erhält er von der Staatsanwaltschaft den Befehl, sich spätestens in fünf Tagen, also am Weihnachtstage, im Elberfelder Gefängnis zum Antritt

*) Obiger Artikel ist ohne Kenntnis des Aufsatzes über den gleichen Gegenstand in Nr. 30 d. Bl. geschrieben. Eine für kirchliche Fragen sonst wohl zugängliche politische Zeitung hat ihn abgelehnt, weil „eventuell der Staatsanwalt eingreifen könnte.“ Also soweit sind wir gekommen! Unsre Zeitungen haben keinen Raum mehr für ein freies protestantisches Wort aus Furcht vor dem Staatsanwalt. Unsre Leser wollen selbst sich überzeugen, was in Preußen so bedenklich ist zu sagen. Ich habe, um das zu ermöglichen, auch diejenigen Stücke des Artikels unverkürzt gelassen, welche sich mit der Darstellung des Vorgängers in Nr. 30 nahe berühren. D H

der Strafe zu melden. Auf sein Gesuch wird ihm Aufschub bewilligt; im Januar dieses Jahres tritt er die Strafe an, wird aber nach einigen Tagen auf Befehl des Justizministers aus der Haft entlassen.

Die auffallenden thatsächlichen Vorkommnisse bei der Vorgeschichte dieses zweiten Prozesses — sie sind hier nur teilweise mitgeteilt —, sowie bei der Prozeßverhandlung selbst, nebst einigen den ersten Staatsanwalt persönlich betreffenden Mitteilungen, welche Thümmel aus den Kreisen des Elberfelder Gerichts erhalten hatte, die sich jedoch später teilweise als unrichtig herausstellten; die Erregung über die seiner Meinung nach unerträgliche Einschränkung des Bekenntnisrechtes der evangelischen Kirche und der Freiheit ihrer öffentlichen Lehre; die Erwägung, daß der Protestantismus in Deutschland durch den Ultramontanismus stark bedroht, mit List, Schärfe und Konsequenz auf allen Gebieten verfolgt, um des Gewissens willen verpflichtet sei, sich energisch seiner Haut zu wehren; die in des Verurteilten theologisch-wissenschaftlicher Ueberzeugung klar und fest wurzelnde Anschauung, daß der Protestantismus seine Verteidigung auch im Angriff geltend machen müsse, und zwar weniger im Angriff auf die äußeren Mißbräuche des Katholizismus, als auf den Kern des ganzen hierarchischen Systems, nämlich die Lehre von der Messe als einem durch die Priester gebrachten „Opfer," während doch vielmehr das heilige Abendmahl eine Gabe Gottes und des Heilandes an uns sei; seine Ueberzeugung, daß diese Lehre von der Messe nur zur Verherrlichung des fälschlich wieder aufgerichteten Priestertums erfunden sei, wie denn thatsächlich von katholischen Schriftstellern der Priester als über Gott stehend dargestellt wird, weil er Gott „machen" könne; das zur besseren Beherrschung des Klerus demselben aufgezwungene, nachher mit biblischen Scheingründen als „höhere sittliche Ordnung" verteidigte Cölibat und seine bösen Folgen im Leben des Klerus; die Wahrnehmung, daß schon Luther vielfältig — „auf 54 Seiten seiner Tischreden" — gegen die „Juristen" ins Feld gezogen, eine gewisse innere Verwandtschaft zwischen ihnen und den „Romanisten" erkennend: kurz, das Zusammentreffen aller dieser Momente trieb den Verurteilten zu dem Entschluß, den Kampf nicht aufzugeben, sondern in einer besondern Streitschrift einerseits die Vorgeschichte und den Verlauf des Prozesses mit seinen auffallenden Momenten kritisch zu beleuchten, anderseits den von ihm in jenem kurzen Zeitungsartikel auf die römische Lehre gerichteten Angriff in ausführlicher, populär-wissenschaftlicher Darlegung zu rechtfertigen. So entstand die im Februar 1887 bei Wiemann in Barmen erschienene Broschüre: „Rheinische Richter und römische Priester." Bald nach ihrem Erscheinen wegen darin enthaltener Beleidigungen des Staatsanwalts, des Richterstandes und wegen Beschimpfung von Einrichtungen der römisch-katholischen Kirche konfiszirt, trug sie dem Verfasser die dritte Anklage und zweite Verurteilung ein, in welche sein Verleger, der gut evangelische Buchhändler Wiemann in Barmen, mit verwickelt wurde.

Die Prozeßverhandlung dauerte mehrere Tage. Gegen die katholischen Beisitzer der Strafkammer wurde von dem Verteidiger, Rechtsanwalt Sello aus Berlin, ohne Erfolg der Einwand der Befangenheit erhoben. Das Urteil lautete bekanntlich gegen Thümmel auf neun, gegen Wiemann auf zwei Monate Gefängnis, Tragung der Kosten u. s. w. Thümmel verteidigte sich, was den zweiten Teil der Anklage (Beleidigung der römischen Kirche) betrifft, selbst, und zwar in einer einnehmenden und eindrucksvollen Weise, jedenfalls voll ehrlicher Ueberzeugung, tapfer und begeistert für seine Sache. Vortrefflich war auch die Verteidigungsrede Sellos; in feinen Formen wußte er klar zu legen, wie schwer es für ihn und jeden Protestanten sei, die überaus scharfe Verurteilung, welche Thümmel vonseiten des Staatsanwalts erfahren, zu begreifen: das sei eben nur möglich bei einer ganz entgegengesetzten Grundanschauung auf beiden Seiten, die eine Verständigung ausschließe. War doch der Vertreter der Staatsanwaltschaft so weit gegangen, den Angeklagten mit den Anarchisten in Vergleich zu stellen, ihn zu schildern als einen Menschen, der unter Mißbrauch der ihm verliehenen schönen Geistesgaben, unter Verletzung seiner Amtspflicht, „Frieden zu stiften und die Staatsidee zu vertreten," aus Eitelkeit und Selbstüberhebung daran gegangen sei, blind gegen die Autorität anzustürmen, den Frieden zu brechen, zu welchem Kaiser und Papst sich eben die Hand gereicht hätten! „Herunter von der Kanzel mit solchem Manne!" könne ihm entgegengerufen werden. Gewiß mit Recht bemerkte Thümmel hiergegen in seiner Verteidigungsrede, es sei keineswegs seine Aufgabe, die Staatsidee zu vertreten, sondern die evangelisch-christliche Idee; über seine Kanzel habe der Herr Vertreter der Staatsanwaltschaft nicht zu verfügen.

Lebhafte Kundgebungen der besten Bevölkerungskreise Elberfelds und Remscheids, auch eine öffentliche Erklärung des Remscheider Presbyteriums zu Gunsten des Verurteilten bewiesen, wo die Sympathien der Evangelischen bei diesem Prozeß zu suchen sind. Ebenso erklärlich ist, daß die ultramontane Presse, die Germania voran, des Urteils sich freut und den Verurteilten steinigt. Bemühe sie sich nur weiter, den Protestanten begreiflich zu machen, daß sie höchstens den Mund zu halten haben! Geduldige Leute sind wir ja; aber alles hat seine Grenzen!

2

Alles hat seine Grenzen, auch die Geduld der Evangelischen! In unsern Tagen, wo in Rom mal wieder eine Siegesmedaille geprägt worden ist, die dreifach gekrönte Roma als Schiedsrichterin über Germanien und Hispanien darstellend; wo ein römischer Bischof in dem mit meist protestantischem Gelde neuerbauten Dom die „Kaiserglocke" weiht, daß „Friede" ihr erstes Geläute sei; wo ein protestantischer (?) Offiziosus in der deutschen Hauptstadt der Eintagsfliegenpolitik dieser Preßzunft die Krone aufsetzt mit einem feierlichen Begrüßungsartikel für den neuen Fürstbischof, Roms klugen Sohn, der so gütig war, dem preußischen Staat aus der Sackgasse des büreaukratischen Kulturkampfes herauszuhelfen, ja der im Landtag diesem Staat die Gesetze Roms diktiren konnte, und zwar in der Form gnädiger Zugeständnisse: in solchen Tagen haben wir allen Grund, auf der Hut zu sein. Wir trauern keineswegs über das Ende jenes Kulturkampfes; er hat kein besseres Ende verdient. Wir würden uns herzlich freuen, um der Wahrheit, der Liebe und des Friedens willen, wenn die katholische Kirche sich ehrlich und ernstlich auf den Standpunkt der Parität dem Protestantismus gegenüber stellen wollte, auf den Standpunkt, welchen der preußische Staat beiden christlichen Kirchen anweisen möchte. Wir können der katholischen Kirche die Parität einräumen, weil wir zwischen innerer und äußerer, göttlicher und menschlicher, ewiger und zeitlicher Gestalt der Kirche zu unterscheiden wissen, weil wir die Unvollkommenheit der zeitlichen Gestalt unsrer Kirche sehr wohl erkennen, und darum eine nach unsrer Ueberzeugung freilich viel unvollkommenere Erscheinungsform des Christentums, wie sie in der römisch-katholischen Kirche besteht, ebenfalls zu tragen verstehen. Aber wir warten noch immer auf die erste Erklärung der römischen Kirche, daß eine legale Parität beider Kirchen recht, zulässig, notwendig sei. Wir wissen bis jetzt nur von immer wiederholten feierlichen Anathemen gegen uns, die jeder evangelischen Kirche die Existenzberechtigung grundsätzlich abstreiten, die auch gewaltsame Mittel für erlaubt erklären, um den Protestantismus zu unterdrücken. Wir warten noch immer vergeblich auf die erste römisch-katholische Anerkennung des eignen göttlichen Rechtes der Obrigkeit, der verbindlichen Kraft der Gesetze des Staates — so weit sie nicht gegen Gottes Gebote verstoßen. Wir finden, daß menschlich-kirchliche Satzungen und Einrichtungen „vergottet" und vermittelst dieser, der urkundlichen christlichen Wahrheit oft schnurstracks zuwiderlaufenden Manipulation als ein neues Gesetzesjoch allen Getauften (einschließlich der Protestanten) aufgehalst und über jede Staatsordnung gestellt werden. Wir nehmen wahr, daß Rom heute die Parität verdammt und bekämpft, morgen nach Parität ruft, übermorgen, im Besitz viel größerer Rechte, als die evangelische Kirche sie hat, dennoch alles Gebotene nur als vorläufige Abschlagszahlung hinnimmt, um zu günstiger Zeit mehr herauszupressen. Wir finden, daß Rom nie und nirgends zufrieden ist, wenn noch ein andrer Wille gilt, als der seine. Wir finden, daß sein mehr weltliches als geistliches Machtsystem ihm mehr

gilt, als das Wort Christi und der Apostel. Wir finden, daß göttliches Wort und menschliches Gesetz ihm nur so weit heilig und verbindlich sind, als sie seinen Herrschaftszwecken dienen und dafür nutzbar gemacht werden können. Wir finden, daß es in seinem direkten Machtbereich mit beispielloser Härte die Freiheit der Gewissen unterdrückt und doch „Gewissensfreiheit“ verlangt, wo es seinen Sonderzwecken dienlich ist. Dies ganze egoistische Herrschaftsstreben sehen wir einherschreiten im feierlichen Gewande angeblich göttlicher Autorität, gefolgt von einer unabsehbaren Schaar blindlings ergebener Knechte: immer und überall dieselben, einem Wink und Willen folgend, im Priesterrock und in allen möglichen Formen und Erscheinungen offener und versteckter Organisation und Agitation, werbend und bindend im verschwiegenen Beichtstuhl, werbend und erobernd von der Rednertribüne der Parlamente und Volksversammlungen. Bei uns Evangelischen vorherrschend eine friedlich erbauende kirchliche Arbeit zur Pflege geistlichen Lebens, ein Trachten darnach, daß man „ein ruhiges und stilles Leben führe in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit,“ dort ein Trachten nach Beeinflussung der Mächtigen und Beherrschung der Massen mit allen geistlichen und weltlichen Mitteln zum höheren Ruhm der Kirche, zur Mehrung der Macht des einen Mannes, der ihnen als Stellvertreter Gottes auf Erden gepriesen wird, nicht ruhend noch rastend, bis alle Feinde zum Schemel seiner Füße gelegt werden. Und diese ganze Richtung beharrlicher Usurpation und Aggression zwar unter einem „friedliebenden“ Papste in kluge Formen und Schranken sich kleidend, aber unerbittlich fest im Prinzip; mit einer Fülle materieller und geistiger Mittel ihre Machtsphäre festigend und gegen alle freien Wahrheitsregungen von innen und außen absperrend, sich selbst mit der Wahrheit freventlich gleichstellend. Eine katholische Christenheit oder keine! eine römische Welt oder keine! alles mit Rom und für Rom! Das ist unbestreitbar das ultramontane Lebens- und Weltideal; kein beschauliches, theoretisches, sondern ein reales, rastlos arbeitendes und eroberndes. In den Dienst dieses Ideals werden mehr und mehr alle frommen Katholiken hineingezogen; alle andern Güter: Vaterland, Gesellschaft, Wissenschaft, die ganze Kultur, sollen ihm unterworfen und dienstbar gemacht werden.

Doch was hat dies alles mit dem Thümmelschen Prozeß zu thun? —

Wir sagen zunächst: Was den Juristen an diesem Prozeß besonders wichtig sein mag — die Anziehung dieses oder jenes Paragraphen des Strafgesetzbuchs auf diese oder jene Aeußerung — das ist für uns nur nebensächlich. Wir sind überzeugt, daß die Richterkollegien, welche Thümmel früher und jetzt verurteilt haben, nach bestem Wissen und Gewissen ihre Pflicht thun und das geltende Gesetz richtig und rechtlich anwenden wollten. Wir vermuten, daß Thümmel selbst dies nicht in Abrede stellt, und meinen nach unserm unmaßgeblichen Verständnis seiner Broschüre und der nunmehr als beleidigend gegen den Richterstand befundenen Stellen derselben, daß er den Richtern eine mala fides, ein wissentliches Beugen des Rechtes nicht vorwerfen wollte. Wir meinen mit dem Verteidiger, daß das Bemühen Thümmels und seines Verlegers, durch mehrfache Befragung von Sachverständigen vor dem Abdruck alles gesetzlich Unzulässige aus der Schrift zu entfernen, ihren guten Willen in dieser Beziehung darthut. Wir bedauern es, daß Thümmel durch Einmischung von Persönlichem und einige scharf zugespitzte Wendungen unter dem Einfluß lebhaftester innerer Erregung diese Anklage provozirt und eine derartige Auffassung seiner Sätze und Behauptungen ermöglicht hat, daß die Verurteilung erfolgen konnte oder vielleicht erfolgen mußte. Dabei verhehlen wir nicht, daß bei einzelnen als entschieden beleidigend aufgefaßten Wendungen, namentlich der: „Name und Dialekt des Herrn Staatsanwalts weisen auf die Eifel als Heimat desselben hin,“ die in den Urteilsgründen niedergelegte Interpretation die denkbar schwerste Deutung der Worte in einem unser Verständnis überschreitenden Maße sich aneignet. Es liegt etwas Tragisches und Betrübendes darin, zu sehen, wie ein ehrlicher, tapferer, überzeugter Kampf um ideales Recht — denn das ist nach unsrer Ueberzeugung die eigentliche Tendenz der Thümmelschen Schrift — zu einem Konflikt mit dem positiven Rechte, dem geschriebenen Gesetze, führt. Der Kampf um Ideen, die an sich nichts weniger als verwerflich und destruktiv sind, dürfte wohl für seine Gedankenentwicklungen und für rhetorische Ausdrucksweisen, die in einem berechtigten Pathos wurzeln, eine weitergehende Toleranz, eine wohlwollendere Beurteilung da erwarten, wo die Grenzlinie des gesetzlich Erlaubten in Frage kommt. Offenbar hat hier das subjektive richterliche Ermessen einen sehr weiten Spielraum. Es gehört in der That ein evangelisch-theologisches Verständnis, ein inneres Mitempfinden des um heilige religiöse Wahrheit eifernden evangelischen Bewußtseins dazu, um einem Angeklagten, wie Thümmel, in dieser Beziehung gerecht zu werden; es gehört ferner ein feineres Sprachgefühl, ein Sensorium für jene satirische Schreibweise dazu, die auf den Leser erfahrungsmäßig eine sehr verschiedenartige Wirkung je nach seiner subjektiven Stimmung ausübt. Was dem einen als ein Stück harmlosen Galgenhumors erscheint, darin findet der andre gesuchte Schärfe, freche Herausforderung.

Viel wichtiger sind uns die als straffällig erkannten Sätze über Einrichtungen der katholischen Kirche. Wenn vom juristischen Standpunkte aus daran festgehalten werden muß, daß der § 166 zu solcher Verurteilung zwingt, dann kommen wir Evangelischen ohne Zweifel in die Lage, im Namen der Gewissensfreiheit und Lehrfreiheit für unsre Kirche eine Aenderung oder authentische Interpretation dieses Paragraphen anzustreben. Diese Interpretation würde ungefähr aussprechen müssen, daß solche polemische Aeußerungen gegen eine Kirche oder Einrichtungen derselben, welche sich als eine Wiederholung, Fortbildung oder Nutzanwendung bekenntnismäßiger Lehren einer andern Kirche darstellen, straflos bleiben müssen.*)

Es ist für uns Evangelische unmöglich, dem gleichgiltig zuzusehen, daß ein Diener unsrer Kirche verurteilt wird wegen Aeußerungen, welche in demselben Sinne und Wortlaute in unsern Bekenntnisschriften vorkommen. Dies ist für uns umso unerträglicher, als dieselbe Waffe gesetzlicher Verurteilung in dem Kampfe um ideale Wahrheit, welcher zwischen unsrer Kirche und der römischen nun einmal besteht, nur gegen uns, nicht aber gegen die andre Konfession zur Anwendung kommen kann, insofern deren Oberhaupt mit seinen beschimpfenden Angriffen gegen uns dem deutschen Strafrecht nicht unterliegt.

Im Osten kennt man die römische Kirche nicht, sonst hätte man weder den Kulturkampf noch den Kulturfrieden so gemacht, wie man ihn gemacht hat. Im Interesse dieses „lieben“ Friedens artikelt die „Norddeutsche“ nun schon gegen den konfessionellen Kampf, welcher um den Thümmelschen Prozeß im Westen entbrannt ist. Dieser „Staatsidee,“ die den protestantischen Geist, den Geist des in Gottes urkundlicher Offenbarung und in den reformatorischen Lehrurkunden gewurzelten evangelischen Gewissens in die Ecke drücken möchte, beugen wir uns nun und nimmermehr. Das ist derselbe Opportunismus, der jede Selbständigkeitsregung der evangelischen Kirche unter einem byzantinischen Kuppeldache ersticken möchte. Freilich, der römischen Kirche könnte kein größerer Gefallen geschehen, als wenn wir auch das letzte Mittel, was wir noch gegen sie haben, das Schwert des Geistes, aus der Hand legten. Der § 166 wird aber nicht die Scheide sein, in der wir unser Schwert ruhen und rosten lassen. Wir sind es nicht bloß unsrer Kirche, sondern auch unserm Vaterlande und unserm Staate schuldig, ja wir sind es auch unsern Brüdern katholischer Konfession schuldig, Luthers Geist und Wort hochzuhalten. Was die katholische Kirche in Deutschland im Unterschiede von rein katholischen Ländern an echt christlichem Wesen und Leben noch besitzt, das verdankt sie der Berührung mit unsrer Kirche. Es wäre ihr eigner Schade, wenn es ihr gelänge, uns mundtot zu machen gegenüber solchen traurigen Auswüchsen und solcher gründlichen Verkehrung der Wahrheit, wie sie durch die Thümmelsche Schrift allerdings in scharfer Weise gerügt worden sind. Daß er dabei

*) Die D. E. Kz. schlägt vor, die strafrechtliche Verfolgung eines Geistlichen auf Grund des § 166 von der Zustimmung des Kultusministers abhängig zu machen. Auf eine dahin gehende königliche Verordnung vom 29. Januar 1887 hat schon Rechtsanwalt Sello in seiner Verteidigungsrede aufmerksam gemacht. D H

zu persönlichen Verunglimpfungen sich hinreißen ließ, billigen wir, wie gesagt, nicht. Es giebt der katholischen Mitbürger in allen Ständen sehr viele, denen wir die vollste persönliche Achtung zollen, und es giebt gemeinsame Aufgaben im öffentlichen Leben genug, in welchen wir gern auf der uns gebliebenen gemeinsamen Grundlage mit ihnen Hand in Hand gehen. Aber um ehrlich zusammengehen zu können in dem, was uns eint, wollen wir auch einen ehrlichen, offenen Kampf führen dürfen in dem, was uns trennt. Wenn von katholischer Seite nicht darauf verzichtet wird, dabei die weltliche Macht in solcher Weise als Helferin anzurufen, so müssen wir dafür sorgen, daß hierin Parität geschafft werde. Unsre katholischen Mitbürger können nichts dafür, daß Rom sie überall in erster Linie als seine Unterthanen reklamirt und willenlose Unterwerfung fordert. Wir aber können uns unter Roms Gesetz und unter des Staates politische Romfreundschaft nicht fügen und wollen das Recht uns wahren, als Christen unserm Herrn zu dienen und sein und seiner Apostel Wort frei zur Geltung zu bringen, namentlich wenn wir uns gegen Herausforderungen von drüben zu wehren haben. Wir wollen unverworren bleiben mit politischem Opportunismus, wo es sich um höchste Wahrheit und Freiheit handelt; wir wollen heute so entschlossen wie nur je festhalten an dem protestantischen ceterum censeo: Das Wort sie sollen lassen stahn! Mch

Gustav Werner,

ein schwäbisches Original der christlichen Liebesarbeit

Das Wort Kommunismus haben wir uns beinahe gewöhnt, nur noch im schlimmen Sinne und in der bösen Gesellschaft von Materialismus und Atheismus zu hören. Und doch ist gerade auf dem Boden ernsten Christentums hin und wieder der praktische Versuch mit der Gütergemeinschaft gemacht worden, während man von radikal-sozialistischer Seite immer nur kommunistische Luftbilder zu sehen bekommt. Ja, wir dürfen noch mehr sagen: das Christentum, welches in jede soziale Gestaltung eingehen und sie verklären kann, welches zur Zeit des Apostels Paulus noch die schärfste Form der sozialen Abhängigkeit eines Menschen vom andern, die Sklaverei, ertragen hat, das Christentum allein ist es, welches auch die Form der denkbar größten sozialen Freiheit und Gleichheit, d. h. die Gesellschaftsform, in der das Privateigentum aufgehoben ist, mit seinem Gehalt durchdringen und wertvoll machen kann. Einen Beweis dafür haben wir noch in unsern Tagen an der Schöpfung des am 2. August entschlafenen G. Werner in Reutlingen, dem „Bruderhaus."

Es ist eine Welt im kleinen, dieses merkwürdige christliche Gemeinwesen. Im Mittelpunkte desselben zu Reutlingen rauchen die Kamine großer Fabriken; denn Werner hat es unternommen, die Großindustrie, die man oft eine Feindin des Christentums schilt, unmittelbar in den Dienst christlicher Barmherzigkeit zu nehmen! Hart neben der Fabrik steht das Rettungshaus mit seinen hundert verwahrlosten und verwaisten Kindern; auch hier, ebenso wie in der Anstalt für körperlich und geistig verkürzte Menschen, wird die Industrie, freilich in kleinerem Maßstabe, als christliches Erziehungsmittel verwertet. Aber gleich daneben breitet sich in aller Eintracht die sonst so oft feindliche Schwester der Industrie aus, die Landwirtschaft: im Bruderhause zu Reutlingen und in den zehn blühenden Kolonien, welche im Schwabenlande herum zerstreut liegen, wird der Ackerbau in großem Umfange betrieben, um auch an seinem Teile das große Werk christlicher Nächstenliebe zu fördern. Man sieht, hier ist eine durchaus eigenartige und großartige Schöpfung der innern Mission. Hier soll in großem Stil der Grundgedanke durchgeführt werden, daß die verschiednen Zweige der Liebesthätigkeit sich selber tragen, daß nicht fremde Wohlthätigkeit, sondern eigne, redliche Arbeit den armen Kindern und den schwachen alten Leuten Brot und Kleidung schaffe — wahrlich ein kühnes Unternehmen bei einer Anzahl von über achthundert Pflegebefohlenen, die zum Teile kaum als Viertelskräfte zu rechnen sind und für welche das „Bruderhaus" zum Teile keinen Pfennig Pflegegeld erhält!

Aber mit dem Gedanken des Kommunismus hat Werner diese Riesenaufgabe gelöst. Die „Hausgenossen" seines Gemeinwesens, d. h. seine Mitarbeiter, beziehen keinen Lohn, sondern leben und arbeiten zusammen wie die Glieder einer großen Familie, ihre ganze Kraft für den Dienst an den Schwachen und Armen einsetzend. Das Haupt dieser Familie war „Vater Werner." Wer wird ihn ersetzen?

Indessen, wie schon angedeutet, der Segen dieser gemeinsamen Arbeit in Landwirtschaft und Industrie besteht nicht einmal in erster Linie darin, daß der große Anstaltenkomplex dadurch erhalten wird; sondern wenn die Hunderte von Pflegebefohlenen unter Anleitung der Hausgenossen thätig sind, so ist hier ein goldenes Erziehungsmittel gefunden, und diese umfassende pädagogische Verwertung der Arbeit ist ein zweiter, schöpferischer Grundgedanke Werners. Der erfahrene Mann, der in seiner Jugend selbst die Armut kennen gelernt hat, würde es als Unrecht gegen die armen Kinder seines Hauses ansehen, wenn man sie nicht frühzeitig an gleichmäßige, wertvolle Arbeit gewöhnte. Er hat hierfür neben der landwirtschaftlichen Arbeit besonders die Reutlinger Hausindustrie, Anfertigung von wollenen Kleidungsstücken durch Häkeln und Stricken, mit gutem Erfolg eingeführt. Ist aber das Kind aus der Schule, so soll es nicht sogleich hinaus in die fremde, versuchungsvolle Welt; erst soll es selbständig gemacht werden da, wo es seine zweite Heimat gefunden hat: die Mädchen lernen Kochen, Nähen u. a. weibliche Arbeiten; der Knabe hat die Wahl, ob er sich zu einem tüchtigen Landwirt oder wohlgeschulten Arbeiter in verschiednen Zweigen der Fabrikindustrie, Maschinenschlosserei, Gießerei, Möbel- und Modellschreinerei u. dergl. will heranbilden lassen. Der Lehrlinge, die so in den Bruderhausfabriken herangezogen werden, sind gegen siebzig. Auch für die Alten und Schwachen endlich ist Arbeit vorhanden; in einem größeren landwirtschaftlichen Betriebe findet sich für viele körperlich und geistig Schwache ein guter Posten, für andre ist eine Düten- und Kartonnagefabrik eingerichtet — kurz, kein einziger, jung oder alt, soll des Segens einer geordneten Arbeit verlustig gehen.

Das ist Werners Werk. Aber dieses Werk recht zu verstehen, muß man den Mann selbst studiren. Denn es ist, menschlich geredet, lediglich sein Gedanke gewesen, und als ihm alle Welt, auch die besten Freunde abrieten und die Klügsten ihn einen Thoren schalten, hat er unerschütterlich daran festgehalten und hat's durchgeführt in dem festen Glauben, daß es eben nicht sein Werk sei, daß vielmehr Gott ihn dazu berufen habe und selbst daran arbeite. Werner war nicht, was man zunächst vermuten könnte, ein Organisator, ein Mann, der von Natur den Trieb zu großen Leistungen in sich trug. Seine natürliche Art war schüchtern, seine Frömmigkeit von Anfang an auf die Innerlichkeit gerichtet; ja sie drohte in den Jahren seiner Entwicklung schwärmerisch zu werden. Nachdem er im Jahre 1833 die gewöhnliche Laufbahn eines schwäbischen Theologen im Tübinger Stift durchmessen hatte, war er zu schüchtern, ein Predigtamt anzunehmen, zog sich vielmehr in einen Kreis mystisch gerichteter Freunde in Straßburg zurück, wo man ganz besonders das Studium Swedenborgs betrieb. Aber in Straßburg lernte er auch Oberlins Nachkommen und Freunde kennen und bekam dadurch den ersten Anstoß zu seinem späteren Wirken. Als er 1834 als Pfarrgehilfe in das bei Tübingen gelegene Walddorf zog, verließ ihn das Ideal Oberlins nicht: er wollte wie der Steinthaler Pfarrer ein Vater seiner Gemeinde werden, für Leib und Seele seiner Pfarrkinder sorgen; das Wort von der werkthätigen Nächstenliebe nannte er in seinen feurigen Predigten stets den Kern des Christentums. Aber eine Predigt haben seine Bauern besonders gut verstanden: der arme Vikar nahm ein armes Waisenkind aus dem Orte zu sich und teilte seine geringen Einkünfte mit ihm. So weckte er den Liebessinn in der Gemeinde. Im Jahre 1840 hatte Werner schon elf arme Kinder aufgenommen, welche er mit Hilfe seiner Gemeindeglieder erzog; ihnen zu lieb zog er in dem genannten Jahre nach Reutlingen. Hier schloß sich nun eins ans andre.

Werners Vorträge zogen einen Kreis von Jungfrauen an, welche ihre ganze Kraft seinem Liebeswerke opferten und zuerst die christliche Familie mit Arbeits- und Gütergemeinschaft bildeten;

nach und nach schlossen sich auch Männer der Sache an, hauptsächlich seit dem Jahre 1848. Mit diesem für die innere Mission im großen so bedeutungsvollen Jahre wurde nämlich auch Werner auf neue Bahnen geführt. Jahre lang hatte er von einer sozialen Gefahr gesprochen, die weniger materielle als moralische Wurzeln habe, und deswegen brachte ihm der Aufbruch der Wunde im Revolutionsjahre nichts neues. Aber ihn beschäftigte jetzt mehr als je der Gedanke, gerade für die arbeitende Klasse etwas zu thun.

Da glaubte er sich unter merkwürdigen Umständen von Gott dazu berufen, selbst in die Reihe der Großindustriellen zu treten, um durch die Einführung des gerechten und liebevollen, echt christlichen Geistes in Werkstätte und Kontor einer Fabrik den Beweis zu liefern, wie man die soziale Frage lösen könne. Sein Erlebnis war folgendes: Auf dem Reutlinger Marktplatze wurde am Pfingstmontag 1850 eine Volksversammlung gehalten, bei welcher es an aufreizenden Reden in durchaus sozialdemokratischem Sinne nicht fehlte. Werner machte am gleichen Tage mit etlichen Freunden einen Spaziergang auf die Achalm, und als er die Stadt unten liegen sah, wo die Volksverführer eben bei ihrem Werke waren, da jammerte ihn seiner Mitbürger, und er bat Gott, ihm einen Weg zu zeigen, wie dem armen Volke in Wahrheit zu helfen wäre. Am nächsten Tage wurde ihm eine Papierfabrik in Reutlingen zum Kaufe angeboten. Werner war in Geldsachen wie in der Industrie gleich unerfahren; aber er sah Gottes Finger und gehorchte.

Freilich, eine ganze Last von Sorgen drückte von da an auf ihn. Wohl boten sich ihm junge, tüchtige Kräfte an, welche sich aus religiösen Gründen seinem engern Kreise anschlossen und vollständig auf seine sozialen Ideen eingingen; aber das Werk selbst, ohne Kapital begonnen und in durchaus verfehlter Weise gegründet, stieß an allerlei Klippen. Schließlich mußte in dem drei Stunden entfernten Dettingen (im Uracher Thal) eine neue Papierfabrik angelegt werden, deren Bau mindestens 600000 Gulden gekostet hat. Im Jahre 1863 war das Riesenwerk vollendet; aber Werner stand jetzt vor dem finanziellen Ruin. Durch eine eigentümliche Verkettung von Umständen, wo menschliche Schlechtigkeit eine Hauptrolle spielte, kam es so weit, daß zur Deckung der Passiva eine Reihe blühender Zweiganstalten, die Werner im Lande umher gegründet hatte (es waren gegen zwanzig), verkauft werden mußten — welcher Stoß für Werners Herz! Klein mußte er wieder anfangen; auch seine Hausgenossen ließen sich die ärgsten Beschränkungen gefallen. Jetzt ist nicht bloß der alte Stand wieder erreicht, sondern alles ist besser und größer geworden gegen früher; noch in der letzten Zeit hatte Werner die Freude, zwei stattliche Gebäude in Reutlingen aufführen zu dürfen, ein großes „Kinderhaus“ und ein Asyl für Kranke und Altersschwache.

Gewiß, der Lauf der Geschichte hat dem Manne Recht gegeben, welcher in der Zeit finanzieller Krisis die herbsten Verdächtigungen hören mußte. Aber auch der Eindruck bleibt von der ganzen Entwicklungsgeschichte seines Werkes zurück: ein zweiter könnte und dürfte so etwas nicht wagen! Ja, Werner selbst pflegte in seinen alten Tagen zu bekennen: er hätte den trotzigen Glauben nicht mehr, wie damals, als er ohne Geld, in heldenhaftem Vorsehungsglauben und seiner guten Absicht sicher, sein Werk begann.

Und wie wird es nun in Zukunft mit dieser originalen Schöpfung gehen? Der ökonomische Bestand scheint gesichert; die große Papierfabrik in Dettingen und die Maschinenfabrik in Reutlingen (beide mit je zweihundertfünfzig Arbeitern), sowie die etwa dreihundert Hektaren Grundbesitz sind dafür eine gute Bürgschaft. Schon jetzt besteht das Ganze als „Gustav-Werner-Stiftung,“ deren erster Vorstand der nun verstorbene Gründer war. Aber da der einzige Mann nicht mehr ist, dessen Person die kommunistisch zusammenlebende Gemeinde der hundertsechzig „Hausgenossen“ zusammenhält, was nun?

Ein achtundsiebzigjähriger Greis, und doch noch viel zu früh, ist Vater Werner von der Arbeit abgerufen worden. Er hat in seinem fünfzigjährigen Wirken bei der einfachsten Lebensweise unglaublich viel an körperlichen Anstrengungen geleistet. Aber schon vor Jahren hat er gesagt, er werde einmal am Herzweh sterben: was hat sein Herz, das jedem traute, an Undank, Hinterlist und Enttäuschung erleben müssen; wie hat die Last der Sorgen ums Irdische, wo täglich tausend Menschen versorgt sein wollten, auf ihn gedrückt; wie hat er getragen an Hunderten von verwahrlosten Jungen, deren schlimmste aus Schwaben, der Schweiz, dem Elsaß, der Frankfurter und Mainzer Gegend gerade ihm zugeschickt worden sind! Da durfte man sich nicht wundern, wenn sein Herz unter solcher übermenschlichen Last ihm nun gebrochen ist. Aber wo ein Verständnis bleibt für gläubige, echt christliche Liebesarbeit an den Aermsten im Volke, da wird auch Gustav Werners Name in gesegnetem Andenken bleiben, und, will's Gott, auch sein Werk wird von ihm und seinem Ringen auf hartem Boden zeugen für alle Zeit.

Wird man dann über dem beredten Wirken dieses Mannes nicht gerne vergessen, was ihn in seinen dogmatischen Ansichten von vielen getrennt hat? Werner ist ja von Swedenborg ziemlich stark beeinflußt gewesen, hat mit aller Kraft an die Aufrichtung einer neuen, geistigen Kirche geglaubt, in der Christus als König aller irdischen Verhältnisse regiere, und bis an sein Ende kultivirte er die Richtung des schwedischen Sehers, man könnte sagen, als Liebhaberei; aber nirgends ist die Mystik praktisch so wenig unfruchtbar geblieben wie hier, und wenn man weiß, was zu der Zeit, da Werner studirte, an Geisteskost zu haben war, dann begreift man wohl, wie ein reiches Gemüt und innig frommes Herz statt zu Rationalismus und Orthodoxie sich lieber zur Mystik hingezogen fühlte. War ferner mit seiner dogmatischen Richtung eine Korrektur der orthodoxen Fassung der Dreieinigkeits-, Versöhnungs- und Erbsündenlehre gegeben, so hat diese seine Stellung allerdings dazu geführt, daß Werner in einem Bekenntnisstreit durch die sonst so evangelisch milde württembergische Kirchenbehörde vom Predigtamt ausgeschlossen wurde; aber diese Sache, in welcher die Behörde zu dem entscheidenden Schritte durch eine pietistische Agitation im Lande gedrängt worden ist, hat man bei uns in Schwaben auch auf pietistischer Seite mit Recht vergessen, und wird dem verdienten Manne heute von niemandem die Ehre bestritten, für alle Zeit unter den Zeugen evangelischen Lebens mit in der vorderen Reihe zu stehen.

Ein Denkmal aus Erz und Stein wird G. Werner nicht haben, das ist sein ausdrücklicher Wille. Aber einer seiner frühern Zöglinge, Maler Heck in Stuttgart, hat ihm zu seinem diesjährigen Geburtstage ein Bild*) gemalt, welches ihn in trefflicher Weise mitten in seinem Wirken darstellt: in frischer Frühlingslandschaft, umgeben von seinen Häusern, steht Vater Werner, auf seinen Armen ein zerlumptes Kind, das er mit dem herzgewinnenden Blick der Vaterliebe anschaut; zu ihm kommt hilfesuchend ein müder Greis; auf beiden Seiten sieht man Kinder, welche unter der Leitung der Wernerschen Anstalt heranwachsend den ganzen Abstand von dem, was sie jetzt sind, und dem, was sie gewesen, ahnen lassen — kurz, das Gemälde ist ein Ideenbild im besten Sinne: die höchste Form der Liebe, dargestellt in konkreter Realität, und das beste dabei: der Träger der vorgeführten Idee ist historisch.

P W

Kirche und Studenten

Zu den Verhandlungen über die kirchliche Versorgung der Studenten nur einige Bemerkungen.

Zuerst die Frage: Welche Anforderungen kann die Kirche an die Studenten stellen — selbstverständlich nicht bloß an die zukünftigen Geistlichen, sondern an die Studirenden aller Fakultäten? — Man kann und darf nicht von ihnen allen aktive Teilnahme an Armenpflege, Sonntagsschulen, christlicher Schriftenverbreitung, Vereinen für christliche Liebesthätigkeit und dergleichen verlangen. Wo solche Uebung aus freiem Antriebe sich findet, ist sie ein erfreuliches Zeichen und unter Umständen

*) Sehr gute heliographische Nachbildungen sind zu beziehen von der „Expedition der Friedensblätter Bruderhaus Reutlingen,“ kleines Format Mk. 1,20, großes Mk. 3,50, einschl. Porto und Verpackung.

für die persönliche Entwicklung sehr förderlich und fruchtbar. Aber alles das ist doch für die christliche Beurteilung eines Studenten nicht maßgebend und als Hauptmittel zur Hebung des christlichen Interesses unter der akademischen Jugend unbrauchbar. Die berechtigten Maßstäbe für eine gesunde religiöse und sittliche Entwicklung eines Studenten sind andre: Treue und Fleiß in seinem Fachstudium, ein lebendiger, frischer Trieb nach Erkenntnis und Wahrheit wie nach Charakterbildung, der Mut der freien, persönlichen Ueberzeugung und die Achtung fremder Ueberzeugung, das Festhalten und Mehren der bereits erworbenen Güter des Geistes und Gemütes, aufrichtige Pietät, Interesse für die großen Fragen der Kirche und des Volkslebens, Hochschätzung der christlichen Sitte und Sittlichkeit, möglichst regelmäßige Teilnahme am kirchlichen Gottesdienste und stille Uebung im Gebet. Dagegen kann diejenige thätige Beteiligung an dem kirchlichen Leben und den kirchlichen Aufgaben, welche allen in Amt und Beruf stehenden gebildeten christlichen Männern Ehrensache sein sollte, in der Regel den Studenten nicht zugemutet werden. Was aber gewisse Unsitten des studentischen Lebens betrifft, so ist in der Regel ein energischer, ruhiger Protest gegenüber Frivolitäten, zu rechter Zeit angebracht, und ein gleichmäßiges, ablehnendes Verhalten gegenüber jeder Aeußerung eines gemeinen Tones zwar schwerer, aber auch wirksamer als alles Disputiren, Demonstriren und Organisiren.

Sofern nun jene Tugenden und jene Thätigkeit studentischer Religiosität, durch regelmäßige Verkündigung des göttlichen Wortes hervorgerufen, erhalten und genährt werden müssen, bedarf es meines Erachtens durchaus keiner neuen Institution, weder eines Studentenpastors, noch besondrer akademischer Andachten und regelmäßiger Studentenpredigten. Die zusammenhängende Behandlung erkenntnismäßiger Zweifel und der religiösen wie der sozialen Frage der Gegenwart ist nicht in besondern Gottesdiensten, sondern in besondern öffentlichen Vorlesungen für Studirende aller Fakultäten vorzunehmen. Dagegen ist von jedem Universitätsprediger, mag er nun zugleich Pfarrer einer Gemeinde sein oder nicht, zu fordern, daß er in einer für alle verständlichen, die Gebildeten fördernden und erbauenden Weise predige. Aber diesem Anspruch sollen eigentlich alle Geistlichen einer Universitätsstadt genügen, und bei der Besetzung der Pfarrämter in den Universitätsstädten sollte ganz besonders darauf Rücksicht genommen werden. Oft genug sind es in der That die mangelhaften und dürftigen Predigten, welche auch den Söhnen kirchlich gesinnter Familien die Sitte des regelmäßigen Kirchenbesuches verleiden.

Aber man hat nun die Anstellung eines Studentenpastors weiter damit motivirt, daß ein Seelsorger und Vertrauensmann notwendig sei, welcher in manchen Fällen ratend, warnend, beschwichtigend eintrete, etwaigen religiösen Zweifeln, Fragen und Klagen der Studenten sein Ohr und Herz leihe und im Einverständnis mit den Eltern solche, die auf Abwege gekommen sind, zurechtweise. Gegen einen derartigen Versuch haben wir keine Bedenken. Und weniger Spott und Gelächter, als die weit verbreitete Gleichgiltigkeit und Trägheit würde das stärkste Hemmnis seines Wirkens sein. Aber selbst wenn ein derartiger Versuch gelänge, so würde der Erfolg gewiß vor allem nicht dem neuen Amte, sondern der betreffenden Persönlichkeit und gen konkreten Verhältnissen zuzuschreiben sein. Die Notwendigkeit und dauernde Berechtigung einer neuen, so eigenartigen Institution würden wir daraus nicht ableiten können. Denn schon die Verschiedenheit des geistigen Lebens auf den verschiedenen Universitäten, der rasche Wechsel, der sich in den Verhältnissen eines jeden studentischen Kreises wie jeder Universität vollzieht, würde es verbieten, aus einmaligem Erfolge allgemeine Folgerungen zu ziehen. Zudem könnte ein Mißgriff in der Person der guten Sache sehr schaden. Auch ist die Stellung eines wirklichen Vertrauensmannes nicht von einer Berufung und Anstellung, sondern von einem innern Charisma und dem Eindruck einer charaktervollen Persönlichkeit abhängig. Wo aber Studenten oder sorgende Eltern eine solche Vertrauensperson ernstlich suchen, werden sie sie auch heute in jeder Universitätsstadt sicherlich finden; wir könnten aus eigner Kenntnis eine Reihe von Beispielen anführen. Endlich aber wird in den meisten Fällen ein vorübergehendes Eingreifen mit Rat und Warnung nicht genügen, sondern es wird ein dauernder und eingehender Verkehr des Vertrauensmannes mit denen, die seiner bedürfen, unerläßlich sein, und zwar umsomehr, weil die akademische Freiheit gewiß aufrecht zu erhalten ist.

Ein wichtiger, bisher noch nicht berührter Punkt erscheint uns auch der, daß die Kirche, falls sie die Verhältnisse kennt und ihnen gewachsen ist, den Studenten gegenüber in den meisten Fällen zunächst die Aufgabe nicht sowohl des Suchens und Rettens, als vielmehr des Erhaltens hat. Denn in der Regel kommen die jungen Leute doch nicht im Zustande völliger kirchlicher Verwahrlosung zur Universität. Da gilt es nun einerseits, den vorhandenen sittlich-religiösen Besitz, dessen Hüter und Pfleger bis dahin die Eltern, die Pfarrer der Heimatgemeinde und auf der Schule besonders die Religionslehrer gewesen sind, nicht dem Untergange und der Vergessenheit anheimfallen zu lassen; und hier liegt sicherlich eine ernste und dankbare Aufgabe für die Geistlichen der Universitätsstädte und alle christlichen Freunde der akademischen Jugend vor. Mit dem Abschluß der Schulzeit darf eine weise sittlich-religiöse Einwirkung und das persönliche Band zwischen dem bisherigen Seelsorger oder Religionslehrer und dem Studenten nicht ohne weiteres aufgegeben werden. Sind jene bis dahin wirklich, was sie sein können, Vertrauensmänner der ihnen anvertrauten Jugend gewesen, so werden sie leicht auch den jungen Männern Vertrauensmänner fernerhin bleiben.

Anderseits aber erhebt sich nun die Frage, die wir als die wichtigste in dieser ganzen Angelegenheit bezeichnen möchten: Führt der Religionsunterricht auf den höhern Schulen in der Gegenwart zu dem praktischen Ergebnis, welches wir um der ganzen Zeitlage willen von ihm fordern müssen? Sind bei der gegenwärtig üblichen Methode des Religionsunterrichts diejenigen Verhältnisse genügend berücksichtigt, in welche der Schüler sofort nach Ablauf der Schulzeit eintritt? Ist man überhaupt bei der gegenwärtigen Methode des Religionsunterrichts konsequent des Zieles eingedenk, selbständige Männer heranzubilden, die nicht bloß allerhand religiöse und theologische Kenntnisse, sondern vor allem für Evangelium und Kirche wirkliches Verständnis und ein warmes, persönliches Interesse haben?

Gerade der Religionsunterricht ruft heutzutage gar oft den Eindruck hervor, als sei christliche Erkenntnis und christlicher Glaube im wesentlichen die bewußte Anerkennung eines fertigen Lehrgesetzes, einer abgeschlossenen Summe von fundamentalen und nicht fundamentalen Wahrheiten, eine Unterordnung unter eine theoretische „Weltanschauung." Es wird viel zu wenig das Bewußtsein geweckt, daß Evangelium und christliche Sittlichkeit nicht bloß für Theologen, sondern für alle da sind, daß christliche Frömmigkeit einen freien, freudigen, mannhaften Geist in uns schaffen will, und daß es sich hier um eine große Sache, um eine würdige Sache für Männer handelt, die ein ganzes Menschenleben zu erneuern, auszufüllen und zu verklären vermag. Wir fürchten: noch viel zu selten geht den Schülern von der ganzen Größe und Herrlichkeit des Evangeliums eine Ahnung auf. Das mag manchmal an der Persönlichkeit des Lehrers liegen. Weit häufiger aber liegt es an dem ganzen jetzigen Betriebe des Religionsunterrichts, welcher in der Regel wohl für das theologische Studium, aber nicht für das praktische Leben eine genügende Vorbereitung bietet.

Eine Neugestaltung und Neubelebung des Religionsunterrichts auf den höheren Schulen ist die notwendige Voraussetzung für gesundere Verhältnisse auf unsern Universitäten.*)

W B

Aus dem Gustav-Adolf-Verein

(✝ **Dr. Voigdt**) Der treue Grenzvogt, der wackere Bettelvogt ist nicht mehr, und wir werden ihn auf den großen Gustav-Adolf-Versammlungen nicht mehr finden.

---

*) Mit diesem Artikel sind die durch Nr. 25 angeregten Verhandlungen für unser Blatt vorläufig geschlossen. D H.

Am 19. Juli morgens 7 Uhr ist der Prediger a. D. Dr. **Voigdt** auf Dombrowken bei Darkehmen, im Regierungsbezirk Gumbinnen, im 83. Lebensjahre sanft verschieden. Der Zentralvorstand, dem er seit 1844 während dreier Wahlperioden von je neun Jahren als unermüdlich thätiges Mitglied und seit 1885 als Ehrenmitglied angehört hat, schreibt: „Bitten war seine Losung, Helfen seine Lust, Liebe sein Lohn. Dank, heißen Dank und Anerkennung rufen wir ihm für seine so selten treue Mitarbeit in die Ewigkeit nach."

Karl Ferdinand Voigdt war am 13. November 1804 zu Groß-Gnie bei Gerdauen, Regierungsbezirk Königsberg, als Sohn eines Gutspächters geboren und wurde vom Vater auch zur Landwirtschaft bestimmt; ein Oheim, Kantor, später Pfarrer Kuhnke, bereitete ihn aber für die Wissenschaften vor. In Königsberg, wo unter andern Schulrat Dinter sein Lehrer war, studirte der junge Voigdt Theologie, geriet aber so in den Kampf zwischen Rationalismus und Supranaturalismus hinein, daß er an seinem Fache irre ward und sich eine Zeit lang ganz Herbart, der Philosophie und Pädagogik hingab. Ludwig August Kählers 1826 von Ostern bis Pfingsten gehaltene Predigten über den seligmachenden Glauben an Jesum den Sohn Gottes (folgenden Jahres bei Gebr. Bornträger in Königsberg erschienen) führten ihn wieder zur theologischen Fakultät zurück. Als Kandidat war er Lehrer an der Löbenichtschen höheren Bürgerschule, dann am königlichen Gymnasium Collegium Fridericianum. Im Jahre 1831 wurde er als Prediger an diesem Institut von dem damals neunzigjährigen Erzbischof D. von Borowski in der königlichen Schloßkirche ordinirt. Nach etwa zehnjähriger Amtsverwaltung trat er als zweiter Prediger an der Sackheimer Kirche in Königsberg ein, und nach dem Tode seines Kollegen wurde er 1867 hier Pfarrer. Große Scharen von Konfirmanden drängten sich ihm zu. Da Voigdt sich in den vierziger Jahren mit Rupp und Genossen an der Gründung eines Blattes von oppositioneller Richtung, des „Christl. Volksblattes" (Königsberg 1844—45), beteiligt hatte, galt er für freisinnig, was seinen Ruf damals sehr mehren half. Doch ist Voigdt nicht eigentlich Mitarbeiter jener Zeitschrift geworden, wie denn eine gewisse Unbeständigkeit im Ent- und Verwerfen von Plänen ihn überhaupt nicht zum Schriftsteller hat werden lassen. Nur „Der Gustav-Adolf-Bote für die Provinz Preußen," in zwanglosen Heften, den er bis zum ersten Heft des achten Bandes geleitet hat, kann und muß als sein Werk genannt werden.

Nachdem ihm aus der reichen Fahrenheidschen Erbschaft — seine Gattin war Emilie geb. von Fahrenheid — das Rittergut Dombrowken zugefallen war, hat er am 28. Juli 1872 sein geistliches Amt niedergelegt. Schon am 29. August 1844 bei der dreihundertjährigen Jubelfeier der Albertusuniversität zu Königsberg hatte ihn die philosophische Fakultät ehrenhalber zu ihrem Doktor ernannt (propter accuratam rerum philosophicarum cognitionem et scriptis et divini verbi orationibus exprobatam). „Aber — heißt es in einem uns vorliegenden Nekrologe — nicht erst in diesen letzten fünfzehn Jahren seines Lebens, sondern seit dem Bestehen des Gustav-Adolf-Vereins hat er seinen eigentlichen Lebensberuf in der Verfolgung des großen Zweckes gefunden und treu geübt: »Unterstützung bedrängter protestantischer Glaubensgenossen inner- und außerhalb Deutschlands und Erleichterung der Not, in welcher sich dieselben in ihren Kirchen- und Schulangelegenheiten befinden, wenn und soweit sie nicht im eignen Vaterlande ausreichende Hilfe erlangen können.« Für diese Thätigkeit war er der rechte Mann und ist es bis in sein Greisenalter geblieben." Schon 1844 vertrat er in Berlin seinen (Königsberger) Provinzialverein. Dieser kränkelte anfangs; weil Mitglieder der freien Gemeinde darin waren, stellte sich ihm ein besondrer „kirchlicher Verein der Gustav-Adolf-Stiftung" gegenüber; auch dadurch wurden die Vereinsverhältnisse in der Provinz erschwert, daß der Danziger Verein lange sich isolirt hielt und erst seit 1878 Rechte und Pflichten eines Hauptvereins überkommen hat. Voigdts Weisheit und Friedensliebe, bei der es ihm lediglich um die Sache zu thun war, ist es gelungen, diese Verhältnisse alle zu begleichen, und seit er 1849 Vorsitzender geworden war und alljährlich einstimmig von der Generalversammlung wieder dazu erwählt wurde, „sind die Erfolge seines Wirkens geradezu staunenswerte gewesen." Aber, und das schreiben wir aus eigner Anschauung, wie anziehend, fesselnd, packend wußte er auch zu Scherz und tiefem Ernst seine Zuhörer auf den großen Gustav-Adolf-Versammlungen fortzureißen, wenn er die Dank-, Not- und Bittglocke zog.

Der Gustav-Adolf-Verein hat ein auserwähltes Rüstzeug verloren.

H

(Jahresfest des Gustav-Adolf-Hauptvereins für Ost- und Westpreußen am 22. und 23. Juni zu Bartenstein) Noch einmal vor seinem Lebensabschlusse hat der alte **Voigdt** seinem Verein präsidiren können. Es war ein schönes Wort, das zwei Jahre früher, bei der gleichen Feier in **Preußisch-Holland**, der alten Ordensstadt, der Obermarschall des Königreichs Preußen, **Graf zu Dohna-Schlodien**, über diesen Gustav-Adolf-Verein gesprochen: Es sei die wunderbare Fügung Gottes, daß der dem Mariendienste geweihte deutsche Ritterorden nicht bloß deutsche Kultur und Sitte nach dem Preußenlande hinüber gepflanzt habe, sondern auch die Vorbereitung für die Reformation schaffen mußte, welche der Herzog Albrecht leicht einführen konnte. Allerdings sei nicht das ganze Preußenland des Segens der Reformation teilhaftig geworden; aber eben dieser Umstand habe die Bedeutung des Gustav-Adolf-Vereins für dasselbe ins helle Licht treten lassen. Der Verein sei in Wahrheit ein Orden, zwar nicht auf strenge Ordensregeln gegründet und durch dieselben gebunden, sondern eine Gemeinschaft von edelstem Beruf, daß er, in der Liebe zu Gottes Wort und dem reinen Evangelium selbst wurzelnd und flammend, denen zu dienen suche, welche eben nach diesem Worte und reinen Evangelium in ihrer Entbehrung desselben sehnlich verlangen. Damals durfte Voigdt mit dem Hinweis darauf erwiedern, was der Regenerator der deutschen Theologie, **Schleiermacher**, einem Dohnaschen Hause verdankt habe.

Die diesjährige Versammlung fand in **Bartenstein** statt, vom Ermlande und den sonst entlegenen masurischen Kreisen leicht erreichbar und seit kurzem ein Punkt, an welchem die katholische Propaganda mit einem besonders bedrohlichen Flankenangriff auf das rein evangelische Ostpreußen einsetzt. — Leider ist der Königsberger Hauptverein bei der allgemeinen deutschen Generalversammlung von vier auf drei Stimmen zurückgegangen, weil seine Einnahmen sich verringert haben. — Besondrer Unterstützung bedürfen die Diasporagemeinden Bischofstein, Schöneck (Kirchensteuer von $66\frac{2}{3}$ Prozent der Klassensteuer!), Schwetz — hier sind hunderttausend Mark nötig —, Passarge, Rothfließ bei Bischofsburg, wo das Bethaus hat geschlossen werden müssen; beweglichst hat auch Superintendent Rohde-Krojanke die Notstände im Kreise Flatow geschildert. Um die Liebesgabe rangen zwei westpreußische Gemeinden: Peterkau-Heidemühl im Kreise Schlochau und Grutschno im Kreise Schwetz; jene siegte, und Grutschno empfing das Schmerzensgeld. — Ort der nächstjährigen Versammlung soll Elbing sein.

H

(Bischofstein in Ostpreußen) Die evangelische Gemeinde zu **Bischofstein** in Ostpreußen wurde vor vier Jahren von großem Unglück heimgesucht: das Gebäude, in welchem zu ebener Erde die Wohnung des Pfarrers und die beiden Klassenzimmer der evangelischen Schule, eine Treppe hoch der Betsaal befindlich war, mußte wegen Baufälligkeit 1881 polizeilich geschlossen werden. Zur augenblicklichen Linderung der Not wurde der Gemeinde zu gottesdienstlichen Zwecken an Sonn- und Feiertagen der Schöffensaal des königlichen Amtsgerichts eingeräumt; dem Pfarrer, welcher seitdem in der Stadt zur Miete wohnt, wurde von seiten des Ministers eine Wohnungsentschädigung gewährt. So dankenswert nun auch das Entgegenkommen der Behörden war, so durfte dieser Zustand doch nur ein vorübergehender sein; die daraus erwachsenden Mißstände verlangten dringend Abhilfe. Nun hat die Gemeinde von Privatpersonen, von Gemeinde-Kirchenräten und von Gustav-Adolf-Vereinen Beiträge erhalten, sodaß für den Kirchbau die Geldmittel in der Höhe von 33 850 Mark vorhanden sind und der Bau als gesichert betrachtet werden kann, wenn freilich auch für die innere Ausstattung noch viel fehlen wird. Aber jetzt tritt die Nötigung zum Bau auch eines Pfarrhauses unabweislich heran. Nicht bloß daß das Pfarrhaus als eigentlicher Sitz und Hort evangelischen Lebens besonders in der Diaspora angesehen werden muß, sondern es ist auch die Wohnungsentschädigung seitens des Ministers nur vorübergehend gewährt und in der Voraussetzung, daß in kurzem der Neubau eines Pfarrhauses erfolgen werde. Es ist aber die Gemeinde außer stande, die Kosten aufzubringen, welche sich anschlagsmäßig auf 15 000 Mark belaufen, ohne daß dabei die Kosten für die noch fehlenden nötigsten Wirtschaftsgebäude mit eingerechnet wären. Denn die Gemeinde ist eine Diasporagemeinde im **Ermlande**, sie ist klein und arm: sie zählt 460 Seelen unter etwa 13 000 Katholiken und ist mit 1158 Mark Personalstaatssteuern veranlagt. Durch städtische und Kreis-Kommunalabgaben überbürdet, muß sie außerdem 34 Prozent der Personalstaatssteuern zur Bestreitung ihrer laufenden kirchlichen Bedürfnisse aufbringen. Es ist unmöglich, die Gemeinde noch weiter zu belasten. Die Glaubensgenossen müssen helfen.

H

(Siebenbürgen) Die evangelische Kirchgemeinde Augsburgischen Bekenntnisses in **Deutsch-Zepling** hat die Freude gehabt, am 6. Juni 1886 ihr Gotteshaus durch den geliebten und verehrten Bischof D. Georg Daniel Teutsch weihen zu sehen. Aber die Gemeinde hat auch im Jahre 1886 die Summe von 1907 Gulden 50 Kreuzer, von 1868 bis einschließlich 1886 zusammen 27 947 Gulden 65 Kreuzer aufgebracht; „es ist ein Wunder zu nennen bei ihren schwachen Kräften." Gleichwohl lastet auf ihr — abgesehen von zu zahlenden Zinsen — eine Kirchbauschuld von 13 916 Gulden. Viel schwerere Sorgen noch macht die Schule, deren Klassenräume ebenso beschränkt sind wie die Lehrerwohnungen, sodaß alles zum Neubau drängt.

Von auswärts hat die Gemeinde an Beihilfen empfangen zum Kirchbau 2237 Gulden 23 Kr. (im Jahre 1886: 1287 Gulden 27 Kr.), zum Schulbau 1371 Gulden 80 Kr. (davon 1886: 960 Gulden 45 Kr.); unter den Geschenkgebern, welche, abgesehen vom Siebenbürgischen Landeskonsistorium, meist aus deutschen oder österreichischen Gustav-Adolf-Vereinen bestehen, sei hervorgehoben der Gustav-Adolf-Verein von Neustrelitz — es ist so erfreulich, auch von Mecklenburg in Gustav-Adolf-Sachen einmal etwas zu hören — sowie der Niederländische Hauptverein. Die größten Gaben aber kamen von Leipzig und Dresden.

Aus Italien

(Depretis) Der Ministerpräsident **Augustin Depretis** ist in Stradella, 74 Jahre alt, gestorben. Wer die zahllosen Angriffe gelesen, mit denen sich in den letzten Jahren fast alle Zeitungen wider ihn füllten, dem fällt es schwer, das zu fassen, was jetzt geschieht. Von den Alpen bis zum Aetna ist man voll seines Lobes, und die Stadtbehörde Roms hat Beschlüsse gefaßt, welche an die großen Zeiten erinnern, in denen der Name Senatus Populusque Romanus alle Welt erfüllte. Die genannte Behörde hat proponirt: 1. das Haus, welches Depretis in Rom bewohnte, werde mit einer Inschrift versehen; 2. eine Straße in Rom erhalte den Namen des Verstorbenen; 3. auf dem Kapitol werde ihm

eine Büste gesetzt; 4. in Rom werde ihm ein Denkmal errichtet; 5. in Rom werde eine großartige Totenfeier veranstaltet.

Wir sind keine Politiker, wollen daher an dieser Stelle nur von dem Menschen, nicht von dem Minister reden. Es ist Thatsache, daß dieser Staatsmann keine Schätze hinterläßt; er hat also in seiner fast vierzigjährigen Laufbahn als Staatsmann niemals nach Bereicherung gestrebt. Wer Italien kennt, dem ist die Bedeutung dieser Thatsache klar. Seine Stellung zur katholischen Kirche erhellt aus der Thatsache, daß er auf dem Sterbelager keinen Geistlichen verlangte und die Seinigen deshalb keinen solchen riefen, weil sie wußten, der Sterbende werde den Beistand eines Geistlichen zurückweisen. Kaum war er gestorben, so erschienen dennoch zwei Geistliche im Sterbezimmer und stellten ein Kruzifix auf den Tisch. Als sie aber begannen, die üblichen Gebete zu lesen, bat man sie, das Zimmer zu verlassen. Die Beerdigung ist eine rein bürgerliche gewesen. T

(Die Cholera) Die Cholera in Sizilien versetzt die Gemüter in einige Aufregung. Jammerbilder des physischen und moralischen Elends deckt sie auf. Aber nicht das bewegt die Herzen, sondern die Frage: Kommt die Cholera in diesem Jahre auch zu uns?

Catania, am Fuße des Aetna wundervoll gelegen, ist eine dem Anscheine nach glänzende Stadt, hat prächtige Paläste, schöne Straßen — aber ihr fehlt das Notwendigste, das Wasser! So vereinigt sich in Italien an unzählbaren Stellen äußerer Glanz mit dem Mangel des Notwendigsten. In Catania ist's öde: eine allgemeine Flucht hat die Stadt halb entvölkert; die Menge der Armen muß bleiben, muß in der Sommerglut das ungesunde Wasser trinken und weiß, daß mit solchem Wasser der Same der Krankheit getrunken wird. Rings um Catania hat sich die Cholera verbreitet, überall wiederholen sich die alten Geschichten, wie sie in den letzten Jahren wiederholt im südlichen Italien erlebt wurden: Aberglauben, Mißtrauen gegen Aerzte und Behörden, Feigheit auf einer Seite, die Mut und Ruhe zeigen sollte, dabei vielfach geradezu Anarchie, indem z. B. sich ein Ort gewaltsam gegen den andern abschließt und auf diese Weise der Verkehr gehemmt wird. — Fast ausschließlich werden die niedrigsten Stände von der Cholera heimgesucht, und um diese Thatsache zu verstehen, muß man Wohnungsverhältnisse und Lebensweise dieser Stände kennen, kurz gesagt, muß mit eignen Augen die Miseria sehen, welche im Lande der Schönheit und der Fruchtbarkeit herrscht. T

(Das Fest der heiligen Rosalia) Das Fest der heiligen Rosalia in Palermo wurde in diesem Jahre aus Furcht vor der Cholera untersagt, obgleich man schon die Vorbereitungen umfassend vollendet hatte. Schon sah man in der Nähe des Meeres jenes riesige Balkengerüst, mit Brettern benagelt, die eine Fläche von einigen hundert Fuß bilden und mit Szenen aus der Geschichte Siziliens bemalt werden. Das Gerüst dient zugleich einem Feuerwerk, welches eine unglaubliche Pracht entfaltet und unglaubliches Geld verschlingt. Ein Hauptakt dieses Riesenfestes ist die Prozession mit dem silbernen, künstlerisch schön gearbeiteten Sarge jener berühmten Heiligen, welche schon so oft — so sagt man — Palermo vor Pest und anderm Unheil schützte. Diesmal aber beschränkte sich das gesamte Fest auf den Raum des Domes. — Sollte bis Anfang September Palermo vor der Cholera geschützt bleiben, so wird man dann zu Ehren der heiligen Rosalia das Fest nachholen, und soll dasselbe dann als großartiges Dankfest gefeiert werden. T

(Bari) Die deutsche evangelische Kolonie in Bari wird zum Oktober dieses Jahres einen Pfarrer durch den Oberkirchenrat in Berlin erhalten. Derselbe wird jedesmal bis etwa Ostern oder Pfingsten in Bari weilen, also nicht im Sommer, wo ein großer Teil der Kolonie diese heiße Stadt verläßt. Somit dürfte voraussichtlich jeden Herbst eine neue Kraft nach Bari geschickt werden. Auf Grund persönlicher Kenntnis und persönlicher Beziehung kann Schreiber dieser Zeilen versichern, daß ein deutscher Pfarrer in Bari herzliches Entgegenkommen und aufrichtiges religiöses Interesse finden wird. Die Kolonie ist nicht groß; es herrscht aber dort Einigkeit. Fast alle Gemeindeglieder gehören dem Kaufmannsstande an; doch werden dort ideale Interessen mit Liebe und Eifer gepflegt. Bari ist eine im Aufblühen begriffene Stadt von über 70 000 Einwohnern, die freilich, was Natur und Kunst betrifft, bedeutend weniger bietet als andre Städte Italiens. Was Katholizismus ist und bedeutet, kann ein Beobachter dort am Grabe des h. Nikolaus lernen. T

Bücher und Schriften

(Calvins Glaubenslehre für die Gegenwart) Dr. Bernh. Spieß, evangelischer Religionslehrer am königlichen Gymnasium zu Wiesbaden, hat soeben zum ersten male „Joh. Calvins christliche Glaubenslehre nach der ältesten Ausgabe vom Jahre 1536," ins Deutsche übersetzt (Wiesbaden, 1887, bei Limbarth, VI, 431 S.; 6 Mk.).

Der Referent legt eben diese erste Uebertragung der ersten Gestalt des berühmtesten Werkes Calvins aus der Hand, und thut es wahrhaft erquickt. Er möchte auch weitere Kreise, einschließlich der gebildeten Laien, gerade auf diese Form der Glaubenslehre Calvins aufmerksam machen. Die späteren Bearbeitungen der institutio christianae religionis sind allerdings reifer und vollständiger, aber nur in dem Sinne der Einseitigkeit, zu der sich im romanisch-reformirten Sinne der Romane Calvin fortentwickelt hatte. Hier in dieser ersten, jugendlichen Gestalt treten uns die evangelischen Lebensgedanken mit einer Frische, ja fortreißenden Kraft entgegen, die nicht bloß, wie bei den spätern Bearbeitungen, der Theolog vom Fach empfinden wird. Das Buch nimmt Schritt für Schritt, von der Widmung an den französischen König Franz an, Stellung gegen Roms Verirrungen und Anmaßungen. Es ist geradezu, als ob es für unsre Tage geschrieben wäre, gegen Roms Irrtümer eine Rüstkammer voll geschliffener Schwerter. Aber immer bleibt die Darlegung sachlich, selten bricht der heilige Zorn auch in scharfen Worten durch gegen die Verunstaltungen des Christentums durch Rom. Mit einer Kenntnis, mit einem Scharfsinn und einer Reife nach Form und Inhalt, welche bei dem jungen Calvin überraschen muß — er schrieb das Buch 1535, und war erst 1509 geboren —, verfolgt er nach Lehren und Gebräuchen den Herausfall der päpstlichen Kirche aus dem echten Christentum und ihren Rückfall ins Heidnische und Jüdische; es ist dies auch neuerdings nirgends lebendiger, scharfsinniger und umfassender geschehen. Anderseits ist von Polemik gegen die verschiedenen Richtungen in der evangelischen Kirche noch nichts zu merken; Calvin steht noch ganz und voll auf dem Boden des einfachen, reinen Evangeliums. Von der Prädestinationslehre, welche später so verwüstend in seine und die reformirte Kirchenlehre eingebrochen ist, wie sie im Anfang auch die Melanchthons und Luthers war, ist keine Spur; vielmehr wird mit gehaltvoller Positivität die Freiheit des Menschen verteidigt und gefordert, weil Sittlichkeit, Verantwortung und Gewissen sonst nicht erklärt und dem Verbrechen nicht ausgewichen werden könne, Gott zum eigentlichen Urheber auch des Bösen und der Sünde zu machen. In der Abendmahlslehre tritt zwar bereits die spätere nur spirituelle Auffassung hervor, und es ist höchst interessant zu sehen, wie Calvin dazu nur durch eine dogmatisch unreife und mechanische Fassung des verklärten „Leibes Christi" geführt wird. Aber die geistlose Fassung „es bedeutet" im Abendmahle bei Zwingli ist bereits völlig überwunden; Calvin lehrt schon, wie dann stets, nur nicht „substantiell" im materialistischen Sinne genommen, die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahle. Die Widerlegung der katholischen Transsubstantiationslehre ist exegetisch und sachlich geradezu klassisch zu nennen. Sie reicht auch für heute vollkommen aus. Und Aehnliches gilt von fast allen Partien der Behandlung. Das Buch gehört nicht der Vergangenheit, sondern der Gegenwart an, und gerade der Gegenwart. — Die Uebersetzung ist vortrefflich. Die Parenthesen von Worten, wenn der Verfasser schwankt, ob nicht für die Uebertragung des Lateinischen ein noch schärferer deutscher Ausdruck gewonnen werden könne, wären besser weggeblieben. Der Uebersetzer trifft meist, in nicht leichter Sache, sofort das Richtige. Die Parenthesen stören. Indes ist das Kleinigkeit. Fr

(Das Gleichnis vom verlornen Sohne) Auf wiederholte Bitten hat der Prediger Georg Wilhelm Schulze in Berlin seine zuerst im Jahre 1860 erschienene Bearbeitung des Gleichnisses vom verlornen Sohne aufs neue in einer siebenten, sehr vermehrten Auflage erscheinen lassen (Braunschweig 1887; 355 S.; M. 2, geb. 3, mit Goldschnitt 3,40). Er hat recht daran gethan. Friedrich Mallet wird nicht der Einzige sein, der ihm bezeugt: „Auf deinem Buche ruht der Segen des Herrn." Das Buch ist ein hervorragendes Erzeugnis unsrer Erbauungsliteratur, zwar nicht sowohl wegen der Neuheit und Originalität der Gedanken, als vielmehr wegen der innigen Herzensfrömmigkeit, aus welcher heraus es geschrieben ist, und wegen des reichen Schatzes christlicher Weisheit und Erfahrung, welchen es dem ernsten nach Gottes Frieden verlangenden Leser bietet.

Sehr wohlthuend ist die positive Haltung des Ganzen. Der Verfasser vermeidet durchaus das dogmatische Kritisiren und Polemisiren, einen Fehler, der bekanntlich so vielen modernen Predigern anhaftet. Er predigt nichts weiter als das einfache und doch nie zu erschöpfende: „Thut Buße und glaubet an das Evangelium." Ueberall im Buche zerstreut finden sich Bemerkungen und Aussprüche von Dichtern, Philosophen, Theologen aller Zeiten. Obenan steht natürlich die heilige Schrift; aber wir begegnen auch Bemerkungen der Stoiker und Epikuräer, finden Aussprüche von Cyprian, Chrysostomus, Augustin, Joh. Tauler, Luther, Schleiermacher, Kögel; weiter Verse von Virgil, Gellert, Freiligrath, Heine, Gerok, Zinzendorf, Rückert u. v. a. — In der Heranziehung alttestamentlicher Beispiele ist der Verfasser nicht immer glücklich, z. B. die Erwähnung eines Mörders wie Ehud, dessen Wort an sein Opfer von einer plötzlichen Heimsuchung Gottes gelten soll, hat in dem Zusammenhang etwas Peinliches.

Dem Verf. hat das Herz die Feder gelenkt; er hat, wie er selbst sagt, Stunden gehabt, wo er die Bitterkeit des Verwerfens und Verdammens tiefschmerzlich empfand, aber er hat auch die Gnade Gottes erfahren; die macht ihn mild gegen andre und lehrt ihm den edeln Grundsatz: „Je sündiger, desto liebebedürftiger." Nach dieser Losung ist das ganze Buch geschrieben, und da es aus dem Herzen kommt, geht es auch zum Herzen und ist wohl geeignet, wie es der Verf. in der Vorrede zur ersten Auflage wünscht, an verlornen Söhnen und Töchtern den Befehl des Herrn auszurichten: „Tröstet, tröstet mein Volk!"

Der Bearbeitung des Gleichnisses ist noch eine Anzahl Lieder beigegeben, die zwar wegen ihrer Subjektivität sich kaum zum Gemeindegesang eignen möchten, dem Einzelnen aber sicher zum Trost und zur Erbauung gereichen werden. J H

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig